

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kriegsbriefe gefallener Studenten

Witkop, Philipp

München, 1929

Franz Blumenfeld, stud. iur., Freiburg i. Br. [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

Franz Blumenfeld, stud. iur., Freiburg i. Br.,
geb. 26. September 1891 in Hamburg,
gef. 18. Dezember 1914 bei Contalmaison.

Freiburg, 1. August 1914.

... Wenn jetzt mobilgemacht wird, muß ich mich ja doch stellen; und da möchte ich mich selbstverständlich lieber hier stellen, wo ich doch Aussicht habe, bald mitzukommen, als in Travemünde, Hamburg oder Bahrenfeld, wo man uns wahrscheinlich nur dazu verwenden würde, den Nordostsee-Kanal zu bewachen. Und ich kann mir nichts Schrecklicheres denken, als irgendwo untätig zu Hause bleiben zu müssen, wenn draußen Krieg und Kampf ist.

Du mußt nicht glauben, daß ich Dir dieses in einer Anwandelung von Kriegsbegeisterung schreibe: Im Gegenteil, ich bin ganz ruhig und kann die Begeisterung, mit der manche Leute hier in den Krieg wollen, absolut nicht mitmachen. Ich glaube auch immer noch nicht, daß er kommt, er scheint mir zu unmöglich, ich denke ganz sicher, daß es bei der Mobilmachung bleiben wird. — Aber wenn es losgeht, dann verstehst Du auch, daß ich nicht irgendwo daheim bleiben will? Ich weiß, daß Du eine liebe, verständige, gute Mama bist und auch nicht willst, daß Deine Söhne in einer großen Gefahr feige sind und vorsichtig hinten bleiben ...

23. September 1914 (im Eisenbahnzug nordwärts).

... Augenblicklich sitzen wir im Eisenbahnzug, wohin, ist uns nicht gesagt worden, aber es wird angenommen, daß es nach Belgien ginge. Angeblich hätten wir dreißig Stunden Eisenbahnfahrt. Jetzt sind wir nördlich von Trier, ich denke in der Eifel, in einer wunderschönen Gegend. Dazu scheint die Sonne und alles sieht so friedlich aus. Der Gegensatz zu dem verwahrlosten Lothringen mit all den kriegerischen Bildern und dem ununterbrochenen Regen ist unglaublich. So ganz kommt einem der Ernst des Krieges aber doch noch nicht zum Bewußtsein, ich ertappe mich immer wieder darauf, wie ich einfach die vielen neuen Eindrücke genieße. Du kannst Dir gar nicht denken, welcher fabelhaften Reiz rein malerisch dieses ständig bewegte, ungewohnte Bild hat. Gestern abend das Treiben um den großen Tisch in der Diele eines lothringischen Bauernhauses: Ringsherum wild durcheinander Infanterie und Artillerie, der eine im Helm, der andere die Mütze weit hinten auf dem Kopf oder mitten im Gesicht, alle mit mehr oder weniger unordentlichen Bärten, rauchend, essend, schlafend. An den

Wänden noch einer oder der andere, der herumsteht oder seine Pfeife raucht, andere, die am Boden sitzen und schlafen. Und zwischen dem allen wirtschaften zwei alte Bauernfrauen herum, eifrig im Kochen von ein bißchen Suppe und Kaffee, arm und bescheiden und glücklich mit den paar Pfennigen, die sie nachher von den Soldaten für all ihre Mühe bekommen. Ich lerne hier mehr vom Volk, als in all den Unterrichtskursen und Wanderbühnen . . .

Im Eisenbahnzug, 24. September 1914.

Meine liebe, gute, teure Mama, ich glaube und hoffe ja bestimmt, daß ich aus dem Kriege zurückkehren werde; aber für den Fall, daß ich das nicht tue, will ich Dir doch jetzt einen Abschiedsbrief schreiben. Du sollst wissen, daß ich, wenn ich jetzt sterbe, gern und zufrieden aus dem Leben gehe. Mein Leben war so schön, daß ich mir nichts darin anders wünsche. Und daß es so schön war, verdanke ich vor allem Dir, meine liebe, gute, beste Mama. Und für all Deine Liebe, für alles, was Du für mich getan hast, für alles, alles möchte ich Dir danken, danken. — Wirklich, Du weißt gar nicht, wie sehr ich gerade in der letzten Zeit eingesehen habe, wie manches in Deiner Erziehung, von dem ich früher nicht ganz überzeugt war, daß es richtig sei (z. B. Deine Betonung der körperlichen Ausbildung) vollkommen richtig und gut war.

Aber nicht nur für die Erziehung, für alles, alles möchte ich Dir danken, für das Leben, das Du mir gabst, vor allem aber dafür, daß Du so bist, wie Du bist. Ach, Du weißt aber auch ohne diesen Brief, und viel besser als ich es schreiben kann, wie ich fühle.

Nun möchte ich Dir noch über eines schreiben, das Du Dir nach einigen Stellen in Deinen letzten Briefen vielleicht anders denkst: Warum ich mich als Kriegsfreiwilliger gemeldet habe? Natürlich nicht aus allgemeiner Begeisterung für den Krieg, auch nicht, weil ich es für eine besonders große Tat halte, sehr viele Menschen totzuschießen oder sich sonst im Kriege auszuzeichnen. Im Gegenteil, ich finde den Krieg etwas sehr, sehr Schlimmes und glaube auch, daß bei einer geschickteren Diplomatie es auch diesmal hätte gelingen müssen, ihn zu vermeiden. Aber jetzt, wo er einmal erklärt ist, finde ich es einfach selbstverständlich, daß man sich soweit als Glied des Volksganzen fühlt, um sein Schicksal möglichst eng mit dem des Ganzen zu verbinden. Und auch, wenn ich überzeugt bin, daß ich im Frieden für das Vaterland und das Volk mehr tun kann als im Krieg, so finde ich es ebenso verkehrt und unmöglich, solche abwägenden, fast rechnenden Betrachtungen jetzt anzustellen, wie etwa für einen Mann, der, bevor er einem Ertrinkenden hilft, sich selbst überlegen wollte, wer der Er-

trinkende wäre und ob er nicht vielleicht wertvoller sei als dieser. — Denn das Entscheidende ist doch immer die *D p f e r b e r e i t s c h a f t*, nicht das, wofür das Opfer gebracht wird.

Ich finde den Krieg, nach allem, was ich davon gehört habe, etwas so Fürchterliches, Menschenunwürdiges, Törichtes, Aberlebtes, in jeder Weise Verderbliches, daß ich mir fest vorgenommen habe, wenn ich aus dem Kriege heimkehre, mit aller Kraft alles zu tun, was ich kann, damit es in Zukunft so etwas nicht mehr geben kann . . .

14. Oktober 1914 (in Nordfrankreich).

. . . Eines drückt mich von Tag zu Tag mehr, ich fürchte mich so vor der inneren Verrohung. Wenn Du mir ein kugelsicheres Netz wünschst, so ist das sehr lieb von Dir, aber merkwürdigerweise hab' ich gar keine, aber auch gar keine Angst vor allen Kugeln und Granaten, sondern nur vor dieser großen inneren Vereinsamung. Ich fürchte, meinen Glauben an die Menschen zu verlieren, an mich selbst, an alles Gute in der Welt! Ach, das ist sehr schrecklich! Viel, viel schwerer als das ständige Draußensein bei jedem Wetter; die Notwendigkeit, selbst für sein Essen zu sorgen, das Schlafen auf dem Heuboden (all das finde ich gar nicht schlimm), viel schwerer ist mir, den unglaublich rohen Ton zu ertragen, der zwischen den Leuten hier herrscht.

Der Anblick der Leicht- und Schwerverwundeten, der herumliegenden toten Menschen und Pferde tut gewiß weh, aber der Schmerz darüber ist lange nicht so stark und anhaltend, wie man sich das vor dem Krieg vorgestellt hatte. Gewiß kommt das zum Teil dadurch, daß man fühlt, wie unmöglich es ist, hier zu helfen. Aber ist es nicht doch schon zugleich der Anfang einer traurigen Gefühllosigkeit, beinahe Roheit, oder wie ist es möglich, daß es mir weher tut, meine eigene Vereinsamung zu tragen, als der Anblick des Leids so vieler anderer? Kannst Du mich verstehen? Was hilft es, wenn mich alle Kugeln und Granaten verschonten und ich nehme Schaden an meiner Seele? So hätte man das früher ausgedrückt . . .

5. November 1914.

. . . Die Stimmungen von damals sind glücklicherweise ganz verflogen. Manches, was wohl nicht Stimmung war, ist wirklich besser geworden. Jedenfalls komme ich jetzt mit meinen Kameraden viel besser aus, und das ist doch sehr wichtig. Ein paar von ihnen sind ja recht streitsüchtige und ewig nörgelnde

Menschen, aber wenigstens zwei sind darunter, die ganz famose Kerle sind. Es kommt noch dazu, daß jetzt auf der Straße hinter uns mecklenburgische Jäger liegen. Wenn ich vorbeigehe, werde ich jedesmal ganz froh und zuversichtlich. Schon allein einmal wieder ordentlich Platt zu hören, tut mir unendlich wohl, und dann, was sind das für feine, wunderbare Kerls! Immer von einer stillfröhlichen Gemütlichkeit, hilfsbereit, frisch und vertragen sich untereinander und mit anderen wundervoll.

2. Dezember 1914.

. . . Im übrigen schießen wir wenig und werden wenig beschossen. Unsere Tätigkeit besteht im wesentlichen aus Schlafen, Essen, Rauchen, Schachspielen, die anderen spielen Karten, Briefeschreiben, Zeitunglesen. Du siehst, es ist ein ganz gemütliches Leben. Besonders abends, in unserem „Wohnzimmer“, wenn auf dem Tisch eine kleine Kerze brennt, alles ringsum sitzt, raucht oder die guten Sachen, die die Feldpost gebracht hat, verzehrt, hinten in der Ecke auf dem kleinen Ofen einer Kaffee kocht, ein zweiter seine Strümpfe trocknet, ein dritter sich vielleicht Kartoffeln heiß macht; wenn dabei dann noch einer auf einer Mundharmonika Musik macht und die anderen leise oder laut die Melodie mitsummen, dann kann es sogar unglaublich gemütlich und nett hier sein. Wirklich, ich habe mich so an das Leben hier gewöhnt, daß es mir ordentlich leid tut, daß ich Dir zuerst so einen Klagebrief schrieb, bloß weil ich unter dem streitsüchtigen Leben der Mannschaften litt. Jetzt komme ich ganz leidlich mit den anderen aus; es scheint mir auch, daß sie viel verträglicher geworden sind. Manchmal rede ich mir sogar ein, es wäre zum Teil durch meinen Einfluß gekommen.